

Eno Pertigen

Die Gewinnung des Feuers aus dem Zustand der Verliebtheit

Ein techno-szientifisches Märchen aus dem jahrtausendealten Kampf der Geschlechter, einer ungläubigen Hörerschaft erzählt, die erst, wenn alles zu spät ist, aufwachen wird aus ihrem Schlaf.

“Die Liebe will zweifellos gemacht werden ... Aber als Beschäftigung des Geistes, als Gegenstand von Romanen ist sie konventionell und langweilig, und zwar um so mehr, wenn man es versäumt, sie mit der Befruchtung zu verbinden. Deren Begleiterscheinung ist sie, eine Episode oder Ablenkung, wie der Traum eine Begleiterscheinung der Verdauung oder des Kreislaufs sein kann.” (Paul Valery 1916)

Neulich sah ich einen Film über Gibraltar. Es ging um Politik. Das wirklich beeindruckende waren aber die Affen. Sie sind so etwas wie ein Wahrzeichen für dieses Fleckchen Erde. Eine der Einstellungen zeigte einen Affenmann, der eine Affenfrau begattete. Er hüpfte ihr auf den Rücken, klammerte sich fest und ruckelte ein paar mal hin und her. Dann sprang er weiter. Die Affenfrau versuchte unterdessen, ein randalierendes Affenkind zu bändigen und nahm von ihrer Gebrauchnahme offenbar keine Notiz. Aha, dachte ich, hier zeigt sich, was den Menschen vom Affen unterscheidet; Affen sorgen für die Fortpflanzung, Menschen machen aus dieser Besorgung einen Liebesakt. Und das menschliche Liebespiel kümmert sich nicht darum, ob dabei zur Arterhaltung beigetragen wird oder nicht. Im Gegenteil: Die Fortpflanzung wird mit allen erdenklichen Mitteln verhindert. Manche Menschen schaffen es sogar, ihr ganzes Leben lang die Begattung beim Liebesakt zu unterbinden – und trotzdem nimmt die Zahl der Menschen unaufhaltsam zu. Anders als bei manchen Affenarten, die vom Aussterben bedroht sind.

Wie ist das miteinander zu vereinbaren? Einerseits Liebesleben und Fortpflanzung auseinanderzuhalten, andererseits aber die Erde mit der Spezies Mensch förm-

lich zu überschütten? Diesen Widerspruch löst eine darwinistisch orientierte Kulturtheorie im Handumdrehen auf: Der Mensch könne es sich einfach leisten, die Zahl der Nachkommen gering zu halten und deshalb sein Fruchtbarkeitspotential unausgereizt zu lassen. Er habe sich nämlich im Laufe der letzten Jahrtausende durch Entwicklung besonderer kultureller Leistungen aus dem Kampf ums überleben ausgeschaltet. Technik, Medizin und Sozialwesen hätten einen dermaßen starken Damm gegen die rauhe Umwelt errichtet, dass jedes menschliche Lebewesen – ob stark oder schwach – gleichsam durchs Leben gepäppelt und schließlich nur noch an Krebs oder Herzinfarkt eingehen werde. Der Mensch könne sich das folgenlose Liebespiel eben leisten, mehr noch, er muss Fortpflanzung zum Liebespiel kultivieren um die Erde nicht noch heftiger mit seiner Anwesenheit zu überziehen. Kurz: Das Liebespiel sei die verdiente Lustprämie im harten Kampf um die Zivilisation.

Diese Argumentation ist historistisch, sie meint die Geschichte, rekapituliert jedoch bestenfalls den Status quo der Ersten Welt und übersieht, dass die Kultur des Liebesspiels älter ist als jene zivilisatorischen Leistungen, die den Menschen allenfalls in jüngster Zeit aus dem Kampf ums überleben

herausgestellt haben. Um nur ein Gegenbeispiel zu nennen: Das Inzesttabu wurde in einer Zeit installiert, in der die Ausnutzung der Fortpflanzungsmöglichkeiten in den verpönten verwandtschaftlichen Linien die Zahl der Nachkommen gesteigert und damit u.U. auch den Bestand des Stammes oder der Familie sicherer gemacht hätte.

Womöglich liegt hier eines jener typischen Henne-Ei-Probleme vor: Erst die Zivilisation und dann das Liebesspiel, oder gerade umgekehrt, „die Gewinnung des Feuers aus dem Zustand der Verliebtheit“? Die zweite Variante liest sich, finde ich, ungleich interessanter. Machen wir also versuchsweise das Ei zur Henne und suchen nach Belegen für den Primat der Liebesseligkeit in der Menschwerdung.

Mit dieser Frage im Kopf geriet ich an das Buch eines bekannten amerikanischen Paläontologen, Stephen Jay Gould, der Folgendes meint: Das Menschliche am Menschen komme von seiner Retardierung, das heißt, er hinke sein Leben lang hinter den Entwicklungsstadien seiner Vetter hinterher. Der Mensch bleibe eigentlich sein Leben lang ein Kind und seine Kultur ver helfe ihm nun auf künstlichem Wege, den strengen Anforderungen seiner Umwelt gerecht zu werden. Das gefiel mir. Das gefiel mir schon deswegen, weil das Liebesspiel und -leben der Menschen ja durchaus etwas Infantiles hat. Das nun nicht, weil es etwa kindisch aussieht, sondern weil die Menschen bis ins reife oder sogar hohe Alter hinein zugeben müssen, dass sie für eine Liebesbeziehung „immer noch zu unreif“ seien. Sie haben zwar stets eine Vision, wie es zusammen gehen sollte, aber es gebietet ihnen an den Mitteln und Wegen, wie diese Utopie zu verwirklichen wäre. Und siehe da: der Primat des menschlichen Liebeslebens bringt „Zukunft“ ins Spiel, die Zeit, das Gefühl für später sozusagen. Es ist nicht Planung zum besseren Überleben. Es ist die Vorausschau auf ein glücklicheres Zusammensein, die auf die so gepriesene essentiell menschliche Fähigkeit zum Vorausdenken verweist. Ein wich-

tiges Indiz, dass wir mit der Auswechslung von Henne und Ei auf der richtigen Fährte sind.

Wie eigenartig ist doch das Liebesleben der Menschen. Stellen Sie sich ein Affenpärchen vor, das während der Brunftzeit die Nacht schnatternderweise zubringt, um dann bei Morgengrauen unverrichteter Dinge auseinander zu gehen. Was für das Tierreich unvorstellbar erscheint, ja, sich zur Katastrophe für den Fortbestand einer Art ausweiten könnte, ist beim Menschen normal und üblich. Und es scheint ihm hinsichtlich seiner Fortexistenz nicht abträglich zu sein.



Abbildung 1: ›Verteidigt die Abtreibung!‹
(Jean-Marc Reiser; Titelbild von Charlie Hebdo N° 100)

Die menschliche Rasse kann aber nicht nur unbeschadet den Akt der Begattung zum folgenlosen Liebesspiel entschärfen, sie kann es sich sogar erlauben, eine homosexuelle Subkultur auszubilden, deren Nutznießer für die Reproduktion unwiderruflich verloren sind. An der bereits Jahrtausende währenden Koexistenz von Hetero- und Homosexualität lässt sich möglicherweise am deutlichsten ablesen, dass das zum Liebesleben mutierte Reproduktionsgeschäft irgendeines

Hominoidenzweiges für die nun folgenden kulturellen und zivilisatorischen Leistungen grundlegende Bedeutung gewonnen hat. Fritz Morgenthaler sieht in der Entwicklung der sexuellen Identität keinen vorgezeichneten Pfad, an dessen Ende die gesicherte Ergreifung eines gegengeschlechtlichen Partners steht und der allenfalls durch genetische Defekte oder abnorme Entwicklungsstörungen durchbrochen werden könnte. Dieser Entwicklungsgang sei vielmehr eine Abfolge von Weggabelungen und die jeweilige Tendenz, der homo- oder der heterosexuellen Entwicklungslinie zu folgen, rühre keinesfalls aus einem funktionierendem oder eben defekten Antrieb. Morgenthaler identifiziert vielmehr den Wunsch zur Vermeidung „narzisstischer Verletzlichkeit“ als das entscheidende Agens im Wettstreit zwischen Homosexualität, Heterosexualität wie auch der Perversion. Die Arterhaltung des homo sapiens liege also nicht mehr in der Obhut eines implantierten Triebes, sondern hängt davon ab, ob genügend Männlein und Weiblein zueinander finden, weil sie in dieser Art von Partnerschaft die geringste Gefährdung ihres Selbstwertgefühls erwarten.

Im Grunde genommen könnte Sexualität beim homo sapiens als ein Störfaktor betrachtet werden. Nicht von ungefähr erleben die Heranwachsenden ihre größte seelische Krise im allgemeinen gerade dann, wenn sie feststellen müssen, dass sie jetzt plötzlich zur Befriedigung einer „Sexualität“ getrieben werden. Die Sexualität wird sehr häufig instrumentalisiert, indem man und frau sich von ihr in die Arme eines oder einer anderen treiben lassen, die nun das Geschäft der Kompensation von Schwächen zu betreiben haben.

Diese Skizze des orientierungslos gewordenen Sexualtriebes passt gut mit der Feststellung Stephen J. Goulds zusammen, dass die Entwicklung des Menschen verzögert auftrete. Eigentlich bleibt er ein Kind und die Sexualität überwältigt ihn geradezu und

er wird sie vornehmlich dazu benützen, sich einen größeren Schutz gegen vermeintliche Gefährdungen seiner Person zu verschaffen.

Aber warum das Ganze? Wozu sollte beim Menschen eine „Retardierung“ auftreten, die ihn sein Leben lang im Stadium der Kindheit belässt und ihn zu komplizierten Kompensationsleistungen treibt? In diesem Zustand der Ratlosigkeit half mir ein Buch weiter, nämlich „Lucy“ von Donald Johanson. Hinter Lucy verbirgt sich nicht die Heldin eines jener schwergewichtigen Liebesromane unserer Zeit, sondern das besterhaltene Skelett einer prähistorischen Vorfahrin, das man bislang ausgegraben hat. Es hat diesen Namen erhalten, weil die Ausgräber während ihrer Arbeit ständig „Lucy in the Sky with Diamonds“ von den Beatles hörten. Nicht von Lucy kam die Hilfe, sondern von einem der Lehrer Johansons, der sich Gedanken gemacht hatte, warum der Mensch aufrecht zu gehen begann. Der „aufrechte Gang“ ist nun schon wieder so eine Henne, denn er wird ziemlich einmütig als Katalysator für die kulturellen Leistungen des Menschen angesehen. Geht der Mensch aufrecht, werden die Hände frei, sie können basteln. Basteln erfordert Planung, Planung die Intelligenz und schon ist der homo sapiens fertig. Johansons Lehrer, Owen C. Lovejoy (kein Wortspiel meinerseits), sieht das nun ganz anders. Der aufrechte Gang gehöre wie das Verliebtsein zu einer ganz speziellen Fortpflanzungsstrategie, deren Aneignung einem vom Aussterben bedrohten Seitenzweig der Hominoiden das Überleben erst ermöglicht hätte. Verliebtsein Voraussetzung für ein konkurrenzloses Nebeneinander der und damit ein Einstieg in die Sozialgemeinschaft. Und der aufrechte Gang sei nun zualterererst ein Weg zur besseren Nahrungsversorgung des Partners.

Das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen. Das prähistorische Männchen läuft also im Wald umher, sammelt Essbares mit den Händen und kehrt zu Weib und Kind zurück, weil Letztere ihm als die Einzige dünkt, die ihm die Erfüllung seiner Lust

ermögliche. Und damit er täglich mit der Nahrung an den heimischen Herd zurückkehre, hat er ständig Lust, und damit er hierin nicht enttäuscht wird, hat auch sein Weibchen ständig Lust und nicht mehr nur periodisch.

Durch welchen Kunstgriff ist es nun der Natur gelungen, eine vom Aussterben bedrohte Art in den Liebesrausch zu versetzen? Ich rekonstruiere diesen Vorgang wie folgt: Die Natur hat den Kopf des homo sapiens Urahnen immer größer werden lassen, so dass dieser, um seine Geburt nicht wegen des zu eng werdenden Geburtskanales zu gefährden, immer früher auf die Welt kommen musste. Dieses Ur-Baby war in jeder Hinsicht noch nackt, ohne Fell und mit einer unfertigen Vernetzung seines Gehirns zur instinktmäßigen Reaktionsbildung. Der dahinter liegende Trick der Natur liegt in Folgendem: Auch das ausgewachsene Baby ist immer noch des Mutterschoßes bedürftig, wo es ja eigentlich erst fertig gebrütet werden müsste. Sobald die Sexualität hinzutritt, wird teils offen, teils unter ihrem Deckmantel dieser Rückzug vollzogen – das ist der Hintergrund der Phänomenologie des menschlichen Liebeslebens.

Festzuhalten ist hier, dass nicht nur der aufrechte Gang im Dienste der Reproduktion steht, sondern auch der überdimensionierte Schädel des homo sapiens. Seine „Intelligenz“ ist kein Produkt der wachen Auseinandersetzung mit der Umwelt, weit gefehlt, er ist das Vehikel, um das Baby zu früh aus dem Mutterschoß herauszutreiben, was ihn also nicht primär zum Herren der Erde macht, sondern erst einmal in einem Stadium der Infantilität belässt. Dieser Infantilität kann er – nicht unbedingt schadlos im Rückzug auf die der Reproduktion dienenden sozialen Bindungen frönen, er kann sie aber auch durch spezielle kulturelle Leistungen teils kompensieren, teils überwinden. Die permanente Unreife, die aus dem nicht entfalteten Arsenal an instinktmäßigen Reaktionsmöglichkeiten auf die Ansprüche und

Gefährdungen der Umwelt erwächst, bringt dem Menschen das Zeitgefühl. Denn immer geht es um etwas, was er noch nicht hat oder noch nicht kann. Während nun der Affe davonläuft, also flüchtet, regrediert der Mensch; das Tier sucht räumlich das Weite, der Mensch hingegen zeitlich, er flüchtet die Zeitachse zurück in den zwar hilflosen aber doch vermeintlich geschützten Zustand des Kleinkindes. Um sich das schadlos leisten zu können, braucht er „Kultur“ als Damm zwischen sich und der Umwelt. Der Mensch, schreibt Plinius, kann nichts, ohne dass er es gelehrt wird, weder sprechen, noch gehen, noch essen: kurz, „er kann von Natur nichts als weinen.“

So ist die Gewinnung des Feuers tatsächlich die erste kulturelle Leistung, die sowohl dem Regressionsbedürfnis als auch dem Schutz und der Erhaltung dient. Das Feuer verbreitet die Wärme des Mutterbauches, zugleich bietet es Schutz gegen die Witterung und wilde Tiere.

Der überdimensionierte Schädel des homo sapiens ist es also letztlich, der ihn in die stabilen Liebesbeziehungen zur gesicherten Reproduktion treibt. Diese Reproduktion ist dann gefährdet, wenn in Krisenzeiten der Mutterbauchersatz wichtiger wird und Nachkommen nur stören würden. So ist die Natur beinahe, über das Ziel hinausgeschossen. Die menschliche Kultur gilt den Anstrengungen, dem Mutterbauch endgültig zu entschlüpfen oder in ihn unwiderruflich zurückzukehren. Die Kultur pendelt zwischen den Polen Tod und Geburt.

Das Wissen um den Tod, sagt man, gehöre zum essentiellen Inventar des menschlichen Wissensschatzes. Der Tod hat etwas zwiespältiges. Einerseits beendet er alle Fluchtmöglichkeiten in Raum und Zeit, andererseits ist er auch die letzte Rückkehr in den Mutterschoß, der von allen Flucht- und Emanzipationsanstrengungen erlöst.

Das Pendeln zwischen Tod und Geburt ist ein Motor der menschlichen Kultur und es ist an der Zeit, auf die möglichen unter-

schiedlichen Einstellungen der Geschlechter zum Tod einzugehen. Die Metamorphose des Äffischen, um die es hier geht, liegt wohl 30.000 Jahre zurück, da lässt es sich schadlos spekulieren oder doch aus spekulativen Hypothesen wenigstens logische Schlüsse ziehen: Die Hypothese hier ist – um es zu wiederholen – die per Kunstgriff „Schädelvergrößerung“ erzeugte Retardierung des homo sapiens, die das Verliebtsein nach sich zieht, vom aufrechten Gang ergänzt wird und die Infanten zu kulturellen Anstrengungen treiben, die die Unreife kompensieren helfen.

Logisch ist es nun, dass Frauen den Tod anders fürchten als Männer. Wenn es die Natur schon mühselig geschafft hat, aus Affen homo sapiens zu machen, wird sie ihre Früchte nicht dadurch gefährden, dass Frauen aus Furcht vor der Geburt mit möglichen Todesfolgen die Begattung verweigern. Auf einem Gebiet, wo gewöhnlich aufs Psychologischste schwadroniert wird, gibt es also ein primäres physiologisches Faktum: Die Todesgefahr bei der Geburt. Die Frau stirbt ihren jährlichen kleinen Tod unter der Geburt. Jede Geburt kann die Letzte gewesen sein. In noch kürzeren Intervallen tritt die Todesgefahr, wenn auch nur als Mahnung, in Gestalt der Monatsblutung auf. Kurzum, aus biologischen Gründen werden Frauen eine andere Einstellung zum Tod haben als Männer, sie ziehen keine Lust aus der Imagination einer Todesgefahr.

Tatsächlich habe ich die Geburten, bei denen ich bislang dabeigewesen bin, immer stärker werdend als etwas Entsetzliches empfunden. Bei der letzten Geburt musste ich auf eine Art Heldenmut zurückgreifen, um die Stunden, die da verschwitzt, verstöhnt und verschrien wurden, dabei zu bleiben. Helden, sagt man, fürchten nicht den Tod. Ohne das wäre ich hinausgelaufen. Wie anders die Frauen in einer solchen Situation: Viele lassen sich tatsächlich mehrmals hintereinander vom Tod bedrohen, martern, tragen monatelang eine Bombe im Bauch,

die ihr den Unterleib aufschlitzen wird als Mahnung dafür, dass beim nächsten Mal der Tod in der ganzen Gestalt durch die Tür hereinkommt.

Einen Gebärneid des Mannes gibt es nicht. Wo ein solcher angeblich zu konstatieren ist, da hat sich der Träger des Neides noch nicht aus dem Mutterleib ins Leben hineingetraut, so dass er – ohne Verlust des Ursprunges – auch noch kein Gefühl für die Drohung des Todes entwickelt haben kann.

Der Mann stirbt potentiell und irgendwann aktuell nur einen einzigen Tod, und der liegt in ferner Zukunft. So gesehen kann der Mann es sich leisten, den Tod zu verdrängen oder sich für unsterblich zu halten. Der Gedanke einer glücklichen Unsterblichkeit gehöre. schrieb Justus Möser 1759, mit zur Wollust des Menschen, und schränkte das sogleich ein: „wenigstens des Mannes“. Sowohl Tod als auch Geburtsort sind außerhalb. Die Geburt ist vergangen, der Tod liegt noch hinter dem Horizont. Der Mann kann sich das, im Gegensatz zur Frau, auch leisten, weil die Arterhaltung vom männlichen Geschlecht kein Risiko an Leib und Leben verlangt. Beides – Verdrängung und Bekämpfung dieser Angst – wird zu einer spezifisch männlichen Kulturanstrengung. Weil der Mann nur einen Tod erleidet, der immer in ferner Zukunft liegen wird, kann der Tod für den Mann zum Spielmaterial werden.

Das Männchen der homo sapiens Art ist von besonders effizienter Infantilität. Er ist es schon aus biologischen Gründen, um ein Weibchen als Mutterersatz zu erküren, was einerseits ihm das Reiferwerden erspart und andererseits der Arterhaltung dient. Zugleich darf er, im Gegensatz zum Weibchen, den Tod fürchten, was seine regressiven Tendenzen noch verstärkt. Indem der Mann auch als physiologischer Erwachsener noch dem Tode davonläuft, nämlich in die andere Richtung, hin zur verlorenen Gebärmutter, werden wir seine kulturellen Leistungen vor allem als Schaffung von Gebärmutter-Ersatzstücken betrachten dürfen.

Damit steuere ich schon auf das im Titel anklingende Thema zu: Die Entstehung von Technik aus dem Zustand der Verliebtheit. Verlieben können sich allemal Mann und Frau. Aber ohne weiteres läßt sich im technischen Ambiente eine Ersatz-Gebärmutter entdecken, in der sich zu tummeln vor allem Männern Spaß macht. Technik ist nicht nur Gebärmutterersatz – daran könnten sich beide Geschlechter delectieren –, sondern zugleich das Ergebnis eines rituellen Todeskampfes, und den führen aus den oben genannten Gründen Männer und nicht Frauen.



Abbildung 2: Chirac, das ist ein Brillenschwanz: ›Das man mir nicht auf die Füße tritt‹ (Jean-Marc Reiser; Titelbild von Charlie Hebdo N° 316)

Technik wird entwickelt und sie wird benutzt. Das zu tun macht vielen Männern Lust und den meisten Frauen Unlust. Warum ist das so?

Die Entwicklung von Technik ist Sache des Ingenieurs. Das klingt wie eine Selbstverständlichkeit, aber die Feststellung ist nicht trivial. Der Ingenieurberuf ist ja modern,

aber er hat eine Vergangenheit, d.h. er gründet seine Entwicklungsarbeit auf feststehenden Regeln. Das ist ganz wichtig. Mit anderen Worten beschreitet der Ingenieur im wesentlichen die gesicherten Wege bekannter Verfahren, auch wenn er „Neues“ im Kopf hat oder eine Aufgabe mit noch unbekanntem Ausgang zu lösen hat. Zur optimalen Lösung des Problems gibt es im Rahmen seiner Methodik nur einen Weg – und das ist nun die entscheidende Feststellung: Der Lösungsweg zur Erstellung einer technischen Struktur ist im Arsenal der Möglichkeiten immer enthalten. deshalb lässt sich die Problemlösung als ritueller Kampf mit dem Tod gestalten, an dessen Ende der Sieg stehen wird. Aber nur wenn der Held sich der richtigen Mittel bedient. Ein Ingenieur, sagt Prof. Spur aus Berlin, hat eigentlich immer Sorgen um das Gelingen seiner Arbeit. Die Lebenskunst des Ingenieurs besteht also darin, diese Sorgen durch das Stecken eines hohen Zieles zu potenzieren, sie bis zur Todesangst zu steigern, um sie dann nach allen Regeln der Kunst zu entschärfen. Hinter der Errichtung einer technischen Struktur verbirgt sich demnach ein ritueller Kampf mit dem Tod, der natürlich nur angezettelt wird, weil dem Kämpfer die richtigen Waffen zur Verfügung stehen.

Entwicklung von Technik, sofern sie von Lust motiviert wird, ist im Kern also Männersache, da der Vorgang tatsächlich ein rituelles Spiel mit dem Tod ist. Diese Lust an der Todesangst kommt aus der verbürgten Sicherheit, das Problem letztlich doch lösen zu können. Die Zeitspanne zwischen Problemstellung und -lösung ist einem Drahtseilakt gewidmet, der über die Schlangengrube der zum Scheitern verurteilten Lösungsversuche führt.

Das Technische ist von der Art seiner Entwicklung ein Sieg über den Tod und von der Art seiner Anwendung die Rückkehr in die Gebärmutter oder mindestens die Aufhebung der Lebenszeit, die in den Tod münden wird. Das Technische ist eine Fortsetzung des männlichen Mythos von der Besiegbar-

keit des Todes mit anderen Mitteln. Der Mann hat viel Zeit bis zum Tod, diese Spannung wird durch die Bewältigung eines Problems künstlich komprimiert und als Sieg über den Tod ausgewiesen. Der Mann siegt ein ums andere mal über den Tod. Es wird ihm nicht geben werden.

Für die Frau ist der Tod ein echter Gegner, nicht nur ein imaginiertes. Er muss ernst genommen werden, denn ein ritueller Sieg über den Tod kümmert ihn nicht. Er wird mit dünnen Fingern über die Laken des Wochenbettes streichen, die Frau zu sich winken oder sich bis zum nächsten Mal verabschieden: „see you next pregnancy again!“ Das Ritual des Umgangs mit Technik wird der Frau Unlust bereiten, denn der Techniker macht sich zum Herrn über die eigene Zeit, über den eigenen Tod und das Ritual kann nur Lust bereiten, wenn Aussicht besteht, dass die Realität diese Illusion nicht durch eine reale Todesdrohung zerstört und entwertet.

Die technische Gebrauchsanweisung fordert vom Leser einen Tribut an Zeit, die über eine Abfolge von möglichen Misserfolgen bis zum letztendlichen Erfolg verstreicht. Dieser Kampf mit der Zeit gegen die momentane Todesdrohung des Misserfolges für den schlussendlichen Sieg ermöglicht den Blick auf ein dem Tod abgerungenes neues Leben, die Wiedergeburt. Am Zeithorizont der Frau steht die fremdbestimmte

Todesdrohung. Zum Arsenal der weiblichen Lebenskünste wird Technik als Illusionierung eines stets erfolgreichen Kampfes gegen den Tod nicht gehören.

Die Männerdominanz in den technischen Berufen ist also kein primär soziologisch begründbares Phänomen, sie gründet sich vielmehr auf unübersehbare Unterschiede in den den Geschlechtern jeweils adäquaten Luststrategien. Alle Versuche, angesichts des Faktums der männlich bestimmten Technik einseitige Machtstrukturen als Ursache zu unterstellen und sie zu bekämpfen, um Frauen endlich den Zugang zu technischen Berufen zu ermöglichen, sind voreilig, denn sie verschließen sich dem wesentlichen Problem, wieweit Mann und Frau sich unterscheiden und ob die Kulturstrategien nicht doch höchst geschlechtsspezifisch sind.

Solange diese Frage nicht gestellt wird, lässt sich auch ohne weiteres übersehen und verdrängen, dass Technik in Entwicklung und Gebrauch ein Ritual darstellt. Ein Ritual ist schwer zur Disposition zu stellen. Frauen könnten sich die Frage stellen, ob sie nun wirklich auch „das Kind im Manne“ imitieren wollen. Männer werden dieser Leidenschaft jedenfalls solange unbeschadet fröhnen können, wie an sie nur die Machtfrage gestellt wird und nicht die Frage: Wollt ihr ewig weiterspielen?

Erschienen unter Verwendung der beiden Karikaturen von Jean-Marc Reiser im Magazin der ›taz‹ am 16. Januar 1988